

Buchbesprechungen

Christlich-kabbalistische Keime der Anthroposophie

EVA JOHANNA SCHAUER: **Prinzessin Antonia von Württemberg und ihr Heilsweg auf der Teinacher Lehrtafel**, SchneiderEditionen, Stuttgart 2016, 232 Seiten mit 273 farbigen Abbildungen und drei Tafeln als farbige Beilage, 78 EUR

Die Geschichte des württembergischen Fürstentums im 16./17. Jahrhundert war durch ein ausgeprägtes Interesse an der zeitgenössischen Spiritualität, insbesondere des Rosenkruzertums, gekennzeichnet. Friedrich I. von Württemberg (1557 – 1608), der Großvater Prinzessin Antonias von Württemberg (1613 – 1679), war ein bekannter Alchimist und gleichzeitig bekennender Protestant, der sich mit gleichgesinnten Herrschern in Deutschland verbündete.

Frances A. Yates hat in ihrem bereits 1972 erschienenen Buch ›Aufklärung im Zeichen des Rosenkreuzes‹ auf diese Zusammenhänge hingewiesen. Sie führten im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges dazu, dass der ebenfalls rosenkruzerisch gesinnte Friedrich V. (1596 – 1632) von der Pfalz, der in seinem Heidelberger Schloss alchimistische Experimente durchführte, von den protestantischen Fürsten Deutschlands zu ihrem Anführer und im Konflikt um die böhmische Thronfolge zum König von Böhmen gekrönt wurde. Dieser Versuch, den protestantischen Mächten in Mitteleuropa zur Vorherrschaft zu verhelfen, führte direkt in den Dreißigjährigen Krieg hinein. Dies wiederum gehört zu den unmittelbaren Wurzeln dessen, was die Enkelin Friedrichs I. von Württemberg, Prinzessin Antonia, zur Entwicklung der Teinacher Lehrtafel bewegte. Denn im Zusammenhang mit ihren durch ihren Lehrer Johann Valentin Andreä (1586 – 1654) angeregten rosenkruzerischen Interessen stand auch ihre Beschäftigung mit der christlichen Kabbala.

Die sogenannte christliche Kabbala war durch die Florentiner Platonische Akademie in Europa inauguriert worden und durch Johannes Reuchlin (1455 – 1522) im Zuge des Humanismus

nach Deutschland gekommen. Sie versuchte die ursprünglich jüdische Esoterik, die sich auf die Geheimnisse der biblischen Schöpfungsgeschichte richtete, im christlichen Sinne weiter zu entwickeln. Der Prinzessin bedeutete diese Geheimlehre eine nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges ersehnte Neuorientierung und Vertiefung ihres protestantischen Glaubens.

Eva Johanna Schauer hat es nun erstmals unternommen, die Prinzessin Antonia als die eigentliche Schöpferin der kabbalistischen Lehrtafel vorzustellen und gleichzeitig die Tiefendimension dieses in der Geistes- und Kunstgeschichte einmaligen Werkes in mehreren Schichten freizulegen. Bisherige Publikationen hatten sich mehr auf die Lehrer der Prinzessin als Autoren der Lehrtafel gerichtet. Schauer ist es anhand zahlreicher Quellen und einer intensiven Beschäftigung mit der Geschichte der Lehrtafel gelungen, die eigentliche Schöpferin dieses Werkes sichtbar werden zu lassen.

Der großformatige, von Walter Schneider mit etlichen, zum Teil bisher unveröffentlichten Abbildungen hervorragend ausgestattete Band zeigt die vom Stuttgarter Hofmaler Johann Friedrich Gruber (1620 – 1681) geschaffene und heute in der Dreifaltigkeitskirche in Bad Teinach aufgestellte Lehrtafel in ihrer ganzen Vielfalt. Die auf der jüdischen Mystik beruhende Lehre von den zehn Sefirot, auf die auch Rudolf Steiner in seinem Münchner Zyklus von 1910 ›Die Geheimnisse der biblischen Schöpfungsgeschichte‹ ausführlich eingegangen ist, bildet die Basis einer umfassenden Weltanschauung im christlichen Sinne, ein Kompendium der Natur, der Künste und der Geisteswissenschaften, festgehalten in einem großen Andachtsbild.

die Drei 7-8/2017

Das Ziel der Arbeit von Eva Johanna Schauer ist es, einerseits das kulturelle Umfeld der Namensgeberin und ihrer Mitarbeiter zu erschließen und andererseits zu zeigen, wie eine für ihre Zeit außergewöhnlich umfassend gebildete Frau zu einer eigenständigen spirituellen und zugleich künstlerisch gestalteten Welt- und Lebensauffassung gekommen ist.

Dabei zeigt die Vorderseite der Lehrtafel den irdischen Lebensweg der Prinzessin in Form eines Brautzuges, der aus lauter biblischen Frauengestalten besteht, die aber zugleich historisch bekannte Familienmitglieder Antonias darstellen. An der Spitze dieses Brautzuges befindet sich Antonia selbst in anbetender Haltung der Gestalt des Christus gegenüber, dem sie sich vermählen will. Diese »mystische Hochzeit«, deren Thema ihr auch aus der Schrift ihres Lehrers Andrea über »Die chymische Hochzeit des Christian Rosenkreutz« bekannt gewesen sein dürfte, bildet den Ausgangspunkt des Lehrgemäldes, das sich auf der Innenseite befindet. Klappt man die Außentafel auf, so enthüllt sich dem Blick des Betrachters ein dreistufiger Aufbau, beruhend auf dem Sephirotbaum, dem Baum des Lebens, der zugleich Ausdruck der biblischen Schöpfungsgeheimnisse ist.

Antonia selbst steht mit dem Rücken zum Betrachter am Ausgangspunkt eines dreistufigen

Erkenntnisweges, zu dem sie den Betrachter einladen will. Zugleich aber bildet diese sich hier auftuende Schau den Ausgangspunkt ihres eigenen nachtodlichen Weges, zu dem die mystische Hochzeit den Ausgangspunkt bildet. Der Aufstieg durch die drei deutlich zu unterscheidenden Erkenntnisstufen, welche die Tafel in ihrem Aufbau darbietet, entspricht den Erkenntnisstufen der Imagination, Inspiration und Intuition. Dabei gelingt es der Autorin, diesen Aufbau in Form einer Dramaturgie besonders deutlich werden zu lassen.

Das Werk bietet neben der kunstgeschichtlich-deutenden Dimension der Lehrtafel selbst aber zugleich auch einen sehr informativen Einblick in die Geschichte der christlichen Kabbala und in den Geist der rosenkreuzerischen Reformationsbemühungen. Hierdurch werden, ohne dass die Autorin dies explizit hervorhebt, historische Wurzeln der Anthroposophie freigelegt.

Dem außerordentlich anregenden Buch kann der Betrachter viele Anregungen zur eigenen Beschäftigung mit diesem einmaligen Kunstwerk, das im 17. Jahrhundert wie ein Vorbote der Anthroposophie im württembergischen Raum erscheint, entnehmen. So bleibt am Ende auch der Wunsch, dass diesem Werk eine möglichst weite Verbreitung beschieden sein möge.

Andreas Neider

Ein Freiheitssucher

BERND HORN: **Mein Weg zur Freiheit. Deutsch-deutsche Erlebnisse**, Novalis Verlag, Quern 2016, 189 Seiten, 18 EUR

Es ist still geworden um Erlebnisberichte von abenteuerlichen Fluchten aus der DDR. Aber der Titel dieses Buches – »Mein Weg zur Freiheit« – besagt mehr: Es geht um eine Freiheitssuche an sich. Den Wanderer auf dem Cover, der durch einen Wald aufwärtssteigt, hält man zunächst für einen DDR-Flüchtling vor der Grenze. Doch das Bild kann auch so interpretiert werden: Aus dem Dunkel heraustretend, erreicht er ein lichtvolles Plateau, eine neue Weite mit neuen Grenzen. Das aber ist ein Bild für das Erreichen jeder Lebensstufe!

Bernd Horn zeigt, wie relativ der Freiheitsbegriff ist. Die Nachkriegszeit auf einem Thüringer Dorf erschien ihm zunächst als Idylle, bis der Vater aus dem Krieg zurückkehrte. Er wurde Lehrer, später Direktor der Schule, die der Sohn besuchte. Der Junge lernte gutgesinnte russische Soldaten kennen, obwohl derartige Kontakte unerwünscht waren. In den Mutmaßungen der Erwachsenen über die angebliche Bedrohung der Kinder spürt er die Lüge. Aber er spürt auch die Lüge in der öffentlichen Propaganda vom »sowjetischen Brudervolk«.

die Drei 7-8/2017

Im Eisenacher Gymnasium begeisterte ihn die Antike. Der Widerspruch zwischen Propaganda und Wirklichkeit begegnete ihm auch hier: »In meiner überschaubaren Provinzwelt habe ich nur wenige getroffen, die sich wirklich mit dem DDR-System identifizierten.« Enttäuscht erlebte er bei anderen den Gegensatz »zwischen dem Denken in den kleinen Zirkeln [...] und den realen Verhaltensweisen«. Bei Wahlen waren von vornherein »mindestens 98% Zustimmung für die Kandidaten der Einheitsliste zu erreichen«. Seine »drängende Lust an der Suche nach Verteidigung des für wahr Gehaltenen« führte Horn in viele Konflikte.

An der Universität in Leipzig erschien kurz nach dem Mauerbau 1961 ein »Kampfaufbruch der FDJ«, der die Studenten zum »freiwilligen« Dienst in der Armee verpflichten wollte. Die meisten unterschrieben. Weil er das »freiwillig« wörtlich nahm, wurden Horn Undankbarkeit, Egoismus und Verrat an der sozialistischen Erziehung vorgeworfen. Strafweise exmatrikuliert, sollte er sich in der Praxis bewähren.

Wenig später überwand er mit zwei Freunden unter großer Gefahr die innerdeutsche Grenze. Als ihn im Notaufnahmeflager Gießen der Sicherheitsdienst für einen Spion hielt, fragte er sich erstmals, ob er den »freien Westen« idealisiert hatte. In Bamberg musste er das Abitur wiederholen, wobei er sich gegen den verordneten Religionsunterricht wehrte. Wieder wurde ihm Undankbarkeit vorgeworfen! Verdutzt begriff er, »dass meine Idee von Freiheit ein Kindertraum war«. In Mainz, wo er Deutsch und Geschichte studierte und im Studentenheim wohnte, eckte Horn wieder an: Nach einem Artikel in der Studentenzeitung über die Zustände im Wohnheim musste er ausziehen. Er lernte ein Mädchen kennen, mit dem er sich – auf Anraten ihrer Eltern – sogar verlobte. Als die Verbindung nicht hielt, forderten die Eltern dann Kostenerstattung! Das empfand er als eine schlimme Seite des Westens. Mit den eigenen Eltern durfte er keinen Kontakt haben. Der Vater hatte sich, um Schuldirektor zu bleiben, offiziell von ihm losgesagt. Eine Reise mit Freunden nach Griechenland entzauberte auch seine hohen Vorstellungen vom Land der Antike.

Horn begann mit einem Psychologie-Studium. Als er sich um Ex-Sträflinge kümmerte, bekam er Schwierigkeiten. »Sei in dieser hochegoistischen Welt für andere Menschen da, und dann kommen die Geier und projizieren auf dich alle unterdrückten Gefühle und Leidenschaften, die sie selber nicht ausleben können!« 1968 beteiligte er sich an den Studentenunruhen, und wieder erlebte er »Entzauberungen«. Inzwischen war er als Aufrührer bekannt.

Trotzdem erhielt Horn sein Diplom und wurde Lehrbeauftragter an der Fachhochschule für Sozialpädagogik. Während eines Studienaufenthalts in den USA traf er seine künftige Frau, mit der er dann in München lebte. Er strebte eine weitere Ausbildung zum Psychotherapeuten und -analytiker an. Nach der Geburt der ersten Tochter musste das Leben streng geregelt werden, um das alles zu schaffen.

Der Leser bekommt einen Einblick in die Kompliziertheit einer solchen Ausbildung. Seit dem Dritten Reich war Deutschland von der internationalen Entwicklung der Psychologie isoliert. Die meisten Dozenten hingen noch dem klassischen Triebkonzept an. Die neue Literatur aus England und Amerika verstand Horn so, »dass es aktuell für den Menschen ein größeres Problem ist, einen Sinn für sein Leben zu finden«, als »zu fragen: ›Wie erfülle ich meine Triebbedürfnisse in Auseinandersetzung mit gegebenen gesellschaftlichen Barrieren?« Seine neuen, eigenen Gedanken formulierte er herausfordernd und scharf. Die Kollegen staunten, gingen aber nicht darauf ein. Missgeschicke in der eigenen Praxis, auch familiäre Einzelheiten werden dargestellt, schließlich das Wiedersehen mit den Eltern in der alten Heimat.

In seinem abschließenden Kapitel ›Was meint nun »Mein Weg zur Freiheit?« resümiert der über 70-jährige Autor, dass es ihm um den Mut zur Freiheit als Lebensmaxime ging: »Ich wollte [...] beschreiben, wie ich Existenz um die zweite Jahrtausendwende erlebt habe. [...] Ich übte mich in Rebellion gegen die staatliche Gewalt in der DDR und auch gegen subtile Unterdrückung in der BRD. [...] Ich wollte mein Denken offen halten, ohne manipulierbar zu sein.« Durch Literatur und Philosophie fühlte er sich

angeregt und innerlich befreit. Ein spannungsfreies Verhältnis zur Religion zu erreichen, gelang ihm nicht. Aber er hatte erlebt, dass Literatur etwas bewirkt, obwohl seine Glosse aus der Studienzeit ihm selbst »schadete«. So ist seine Hoffnung nicht unbegründet, dass auch dieses Buch etwas bewirken wird. Es erscheint als Lebensbeichte, als Abrechnung, vor allem aber als ein Sich-selbst-Finden. Es ist ein ehrliches Buch, ein persönlich erlebter Blick in die Vergangenheit deutsch-deutscher Verhältnisse – authentisch und ernüchternd.

Für wen ist das Buch geeignet? Zuerst für alle, die unter den Restriktionen der DDR gelitten haben. Dann für die »im Westen«, die diese Restriktionen nicht kannten, und für die »im Osten«, die dem Traum vom Westen anhängen. Schließlich für alle, die sich am Gedanken der Freiheit entzünden und für Biografien interessieren. »Ich kann nur hoffen«, schreibt Horn, »dass Ihr durch diese meine emotionalen Gedanken so neugierig werdet, dass meine Geschichten und Zeitkommentare etwas bewirken.«

Maja Rehbein

Fallwild

JULI ZEH: **Unterleuten. Roman**, Luchterhand Literaturverlag, München 2016, 640 Seiten, 24,99 EUR

Wenn man sich entschließt, einen Roman von immerhin über 600 Seiten, nachdem man ihn bewältigt hat, auf der Stelle ein zweites Mal zu lesen, lässt das gewiss verschiedene Schlüsse zu. In meinem Falle war es die noch immer hell loderende Neugier auf das, was mir beim ersten, zugegeben hektischen Durchlauf entgangen sein könnte. Und die zweite Lektüre vertiefte in der Tat das Leseerlebnis, sodass mich die aufgewendete Zeit nicht reute.

Sie verstehe sich, hat die 1974 geborene Autorin wiederholt betont, als Unterhaltungsschriftstellerin. Das mag abschrecken, ist aber durchaus legitim und meint vor allem keine Konzession an die künstlerische Qualität, die nämlich höchsten Ansprüchen genügt. Juli Zeh hält uns mit ihrem bewusst komponierten und intensiv recherchierten Roman nicht unten, sondern führt uns unter Leute, in das fiktive Dorf Unterleuten im Brandenburgischen. Sie schürt vor den Augen des staunenden Lesers ein Konfliktnotenfeld von antiker Wucht, immer aber auch (und das ist schon große Kunst) leicht ironisiert und aufs Rurale herabgebrochen. Das nicht nur äußerlich spannende Geschehen spielt sich in den Sommermonaten des Jahres 2010 ab. Dass die Loveparade-Katastrophe von Duisburg ihren fatalen Schatten auf die Geschehnisse in Unterleuten wirft, schafft einen sprechenden kontextualen Zusammen-

hang. »Das Teuflische«, heißt es an einer Stelle, »liege zweifellos in jener Kraft, die stets das Gute will und dann das Böse schafft.« Auf diese Umkehrung des berühmten Goethezitats lassen sich die Ziele der meisten Protagonisten reduzieren: der Kampf des Naturschützers Gerhard etwa gegen die Installation von zwölf Windrädern, in denen der vom LPG-Vorsitzenden zum »Traktoria«-Boss mutierte Gombrowski die Rettung des Dorfs aus der finanziellen Krise sieht; oder Lindas hinterhältiges Ringen um die Verwirklichung ihres Traums von einer Pferderanch; nicht zuletzt der krankhafte Hass des alten Kommunisten Kron, der den Untergang der DDR nicht verwinden kann ... (Mit-)schuld hat sich mannigfach angehäuft und sucht auch die Nachgeborenen heim; die Dorfgemeinschaft wankt und verliert ihren scheinbaren Halt.

Neues etabliert sich, aber die Zukunft bleibt offen, wie eine Wunde. Was ist zu erwarten, wenn Wörter entstehen wie »Informationsnarkose«, »Liebesathleten« oder »Spektakeljournalismus«? Wenn jeder Recht hat und alle scheitern? Sind wir »Fallwild, [...] ohne jagdliche Einwirkung zu Tode gekommen«, »Wild, das sich selbst erledigt hat«? Was bedeutet es, dass einer der letzten Sätze des Romans lautet, es sei »komisch, [...] wie sich immer alles ändert und irgendwie trotzdem genau wie früher bleibt«? »Was ist ein Dorf auf dieser Erde?«, habe ich

einmal bei Erwin Strittmatter gelesen, »es kann eine Spore auf der Schale einer faulenden Kartoffel oder ein Pünktchen Rot an der besonnenen Seite eines reifenden Apfels sein«. Bei Juli Zeh bleibt von solcherart Alternativperspektive nur noch eine vergleichende Geste übrig: »Draußen

legt sich die frühe Nacht dem Dorf wie eine beruhigende Hand auf den Scheitel.« Das muss uns genügen an Hoffnung für ein Gemeinwesen, das die DDR überlebt hat und in die Marktwirtschaft befreit wurde.

Jürgen Raßbach

Wenig interessant

HANNAH ARENDT & GÜNTHER ANDERS: **Schreib doch mal hard facts über Dich. Briefe 1939 bis 1975**, Verlag C.H. Beck, München 2016, 286 Seiten, 29,95 EUR

Persönliche Briefe gedruckt und vervielfältigt vor sich zu haben hat immer etwas leicht Anstößiges. Von den Herausgebern solcher Briefe erwarten wir Taktgefühl – und die Urteilsfähigkeit darüber, ob das, was die fraglichen Briefe enthalten, wirklich von allgemeinem Interesse ist. Abschreckende Beispiele von Briefbänden, die zwar von berühmten Personen stammen, aber allzu viele klägliche Banalitäten enthalten, gibt es wahrlich genug ...

Hannah Arendt (1906 – 1975) und Günther Anders (1902 – 1992) waren nicht nur über einige Jahre ein Paar, wiewohl keiner der erhaltenen Briefe aus dieser Zeit stammt, sondern auch dadurch verbunden, dass sie sich mit den großen Katastrophen ihrer Zeit auseinandersetzen: Arendt mit der Ichlosigkeit der am Holocaust beteiligten Täter, Anders, indem er z.B. dem Hiroshima-Piloten Claude Eatherly in dessen nachträglichem Gewissenskampf philosophisch beistand. So freut sich der Leser auf die Korrespondenz zweier gedanklich herausragender Menschen – und wird von den gut 50 Briefen, die kaum 80 Seiten füllen (dabei sind Übersetzungen noch abzurechnen, denn es gibt immer wieder Textstellen, ja ganze Briefe in englischer oder französischer Sprache), durchaus enttäuscht. Die Briefe stammen aus den Jahren zwischen 1939 und 1941 bzw. 1955 und 1975; es gilt als gesichert, dass viele weitere verloren gegangen sind. Das Gros der Briefe wurde in der existenziell prekären Situation des Exils geschrieben – oder eher flüchtig hingeworfen, der Inhalt bezieht sich hauptsächlich auf diesbezügliche Äußerlichkeiten. Man kann

sich freuen an der schönen Wärme, die die Korrespondenz durchzieht, kann mitleiden an der tragischen (?) Fügung, dass es den beiden so lange einfach nicht gelingen wollte, eine Begegnung im Nachkriegs-Europa zustande zu bringen – allein dies alles kann den beinahe völligen Mangel an inhaltlicher Substanz nicht ausgleichen. Hier und da blitzt etwas auf, wenn etwa Arendt ihrem Freund, der ihr das von ihm verfasste, scharf atheistische und an Kinder gerichtete Gedicht ›Religionsstunde für übermorgen‹ geschickt hatte, nun ans Herz legt, es sei »höchst fraglich, ob man den Kindern den 1. Gott ausreden soll. Bin nicht der Meinung.« (S. 41 bzw. Anm. S. 198)

Bei zwei Menschen, die sich so lang und intim kennen, ist es klar, dass sich etliche Bezüge zu Personen und Ereignissen finden, welche der Leser kaum kennt oder verstehen kann. Das alles wird zwar sorgfältig in einem Anhang erläutert, der umfangreicher ist als die Brieftexte für sich, aber das viele Blättern reißt immer wieder aus dem Zusammenhang.

Offenbar war den Herausgebern diese Schwäche bewusst, haben sie doch den Briefwechsel umfangreich ergänzt durch eine Auswahl von (teilweise gemeinsam verfassten) Schriften Arendts und Anders', die ein Drittel des Umfangs ausmachen. Diese Schriften sind gediegen und lesenswert, werden freilich im Buchtitel mit keiner Silbe erwähnt, der ausdrücklich mit dem Briefwechsel wirbt. Dieser aber ist für eine (noch dazu so teure) Buchveröffentlichung schlicht nicht interessant genug.

Johannes Roth

die Drei 7-8/2017

Levitation durch Ichsätze

PHILIP KOVCE: **ICH SETZE ICH-SÄTZE. Egoismen**, AQUINarte Verlag, Kassel 2016, 36 Seiten, 24 EUR

Die über vierhundert Aphorismen des 2015 im Futurum Verlag veröffentlichten Buchs »Der freie Fall des Menschen ist der Einzelfall« enden mit dem Satz: »Die Aufgabe des anderen ist keine logische, sondern eine dialogische. Jeder andere ist dem anderen ein anderer.« Der letzte der ein Jahr später im AQUINarte Verlag erschienenen »Egoismen« behandelt ebenfalls die Frage nach der Aufgabe. »Ich bin, bei allen Aufgaben, die kommen und gehen, die Aufgabe, die bleibt.« Doch wenn es überhaupt zwischen den beiden Büchern eine Verwandtschaft gibt, dann ist sie lose, denn anstelle von Genealogien gibt es zwischen ihnen eher Sprünge, oder eben: Sätze. Die im Futurum-Band erschienenen Verdichtungen nannte Kovce zu Recht »Aphorismen« und beschrieb das Schmieden von Aphorismen als »literarisch-philosophische Königsdisziplin«. Die neue Lieferung hat diesen Königsweg verlassen, der Autor ordnet sie einer neuen literarischen Gattung zu, die er »Egoismen« nennt. Wer weiß, ob sich Kovce nach dieser Entscheidung je wieder an Aphorismen versuchen wird? Die Aphorismenfülle des Vorjahres ist jedenfalls der frugalen Kost einer handerlesenen Menge von Ichsätzen gewichen. Unter den Regeln des neuen Sprachspiels wird dabei eines der interessantesten und schwierigsten Themen der Geistesgeschichte aufgegriffen, nämlich die Frage nach dem Ich oder Ego. Der Band kommt pro Buchseite mit ein bis zwei Zeilen aus, manchmal sind es wenig mehr. Die Struktur ist reduziert, die Wortwahl einfach, was allerdings nicht bedeutet, dass sich die »Egoismen« leicht interpretieren lassen. Ob einzeln oder im Zusammenhang gelesen, die Sätze handeln vom Menschsein und Menschwerden. Was da zum Austrag kommt, ergreift die Möglichkeiten des Individuums – und übersteigt sie. Das Geheimnis des Ich wird in die Begegnung mit der menschlichen und mehr-als-menschlichen Welt gestellt. Das isolierte cartesianische Subjekt mag versucht sein, seinen Stand im Hintergrund aufrecht zu erhal-

ten, doch die Ich-Sätze treten aus der Subjektgefangenheit heraus und gehen auf »Das Andere« zu, auf »Die Toten«, »Die Freunde« oder »Die Bäume«. In der Begegnung mit ihnen entsteht ein Reichtum, in dem sich die »Egoismen« überhaupt erst finden und konsolidieren.

Das Wörtchen Ich kommt insgesamt dreunddreißigmal vor, das sind 1,1 Ichsetzungen für jeden der 30 »Egoismen«, die vielen reflexiven Ichverweise nicht mitgerechnet. Von dieser ichtlastig anmutenden Statistik könnten sich Leser abgeschreckt fühlen, die der Frage nach dem Ich bisher aus dem Weg gegangen sind und Dialogphilosophen wie Lévinas oder Buber nur dem Namen nach kennen. Doch der Leser der »Egoismen« ist nicht auf philosophisches Wissen angewiesen, denn was ihm begegnet, bewegt sich auf dem Feld des Menschlichen, das wir alle auf unsere je eigene Art kennen.

Gleich wo man dieses bibliophil aufgemachte, mit handgeprägtem Einband und einer Serigraphie von Sabine Hunecke versehene kleine Werk aufschlägt, die Denksätze des lyrischen, philosophischen Egos, das sich in den »Egoismen« ausspricht, erzeugen auf der Wasseroberfläche des Leser-Ichs Interferenzen. Diese Sätze wollen gedacht werden, sie laden freundlich und resolut zum Denken ein. Wenn wir der Einladung folgen, schlagen sie in Stille um. Und die »Egoismen« mögen es, wenn sie laut gesprochen werden, sie sind niedergeschrieben worden, damit sie in der Sinnlichkeit der Sprache hörbar erscheinen. Schon der Buchtitel weist darauf hin, das Changierende der Wörter darin gerät ins Schwingen, wenn wir sie laut lesen. Die »Egoismen« haben das Potenzial eines Bildungsromans, das Tempo ist allerdings ein ungleich höheres. »Meine Aufgabe hält mich am Leben«, beginnt Kovces Gedankensprint. Dem folgt die Frage: »Wie kann ich tun, was nur ich tun kann?« Und zwei Sätze weiter heißt es schon: »Der Aufgabe, die ich am deutlichsten erkenne, schein ich am wenigsten gewachsen.«

Albert Vinzens